

Alles andere als



Foto: Martin Gerner

embedded

Immer seltener kommen in Berichten aus Afghanistan auch Afghanen zu Wort. Im Dokumentarfilm »Generation Kunduz« ist das anders. Unser Autor gibt Einblicke in diese schwierige Arbeit.

VON MARTIN GERNER

Mit angespanntem Blick schaut Leila* in die Kamera. Sie ist eine von wenigen Polizeibeamtinnen in Kunduz. Die Frau, Anfang 40, beobachtet, wie ihr Sohn mit einem Messer ein Stück Fleisch traktiert, das am Boden liegt. Eine Ziege wurde für das Opferfest geschlachtet, um den Segen des Allerhöchsten zu erbeten. Hier, hinter den Mauern ihres Hauses, ist Laila geschützt. Die Angst ist ihr trotzdem anzusehen. Sie kämpft sichtlich mit ihrer Entscheidung, uns, das Filmteam, zu sich nach Hause eingeladen zu haben. »Was, wenn die Nachbarn über mich reden, weil ihr hier Aufnahmen macht?« Ehe sich ihre Züge entspannen, ehe sie ihre Angst einigermaßen vergisst, vergehen zwanzig Minuten. Ihr Sohn schabt noch immer mit dem Messer an der Fettschicht der toten Ziege. »Er soll bloß kein Metzger werden, wenn er mal groß ist«, meint die Mutter von sieben Kindern. Dann bittet sie ihn, vor der Haustür nachzusehen, ob sich jemand an unserem Wagen zu schaffen macht.

Das Leben schildern, nicht den Krieg

Es sind Szenen wie diese, die etwas vom Leben in Kunduz vermitteln, von der Spannung, die in jeder scheinbar normalen Alltagssituation steckt. Die Angst von Leila steht beispielhaft für eine verunsicherte Bevölkerung in dieser afghanischen Stadt. Da sind einerseits die Drohungen der Taliban, die vor Kontakten mit den »Kafer«, den »Ungläubigen«, warnen. Und andererseits ist da die Präsenz des ausländischen Militärs, das die Afghanen meist nur als patrouillierende Konvois zu sehen bekommen und dem sie auch nicht recht trauen.

*Name von der Redaktion geändert

Links: Alltag statt Panzer in den Straßen von Kunduz.

Diverse Aufenthalte und mehrere Monate für Recherche und Dreh sowie ein gutes halbes Jahr Schnitt brauchten die Arbeiten zu »Generation Kunduz – Der Krieg der Anderen«. Zusammen mit einem Kameramann als kleines Zwei-Mann-Team, so viel war klar, würde ich den Protagonisten des Filmes am ehesten nahekomen. Denn das möchte der Film: etwas vom Leben der Menschen erzählen, den Alltag der Afghanen im Krieg schildern – und das abseits des medialen Fokus auf deutsche und NATO-Soldaten.

Die Menschen in Afghanistan hinterfragen mittlerweile skeptisch die Identität ausländischer Journalisten – das bringt die unsichere Lage mit sich. Und so ging es auch uns: Ein Journalist aus der Fremde unterwegs ohne Hilfsorganisation? Womöglich könnte er ja mit der Kamera im Auftrag des Militärs oder von Geheimdiensten unterwegs sein.

2004 war ich zum ersten Mal in Afghanistan, um afghanische Journalistinnen und Journalisten auszubilden. Das tue ich bis heute. Es ist ein Feld, auf dem es übrigens eine Reihe von Fortschritten zu verzeichnen gibt. Außerdem arbeite ich als freier Korrespondent für überregionale deutsche Tageszeitungen und den ARD-Hörfunk. Bei jeder Rückkehr nach Deutschland irritiert mich das schiefe Afghanistanbild in unseren Medien: mittelalterlicher Islam, die Frau allein über die Burka definiert, die Afghanen als profillose Bittsteller. Unserem Afghanistan-Bild gilt es, seine weißen Flecken zu nehmen. Deshalb näherte ich

Mittelalterlicher Islam, die Frau allein über die Burka definiert, die Afghanen als Bittsteller. Dieses Afghanistanbild muss sich ändern.



Foto: Martin Gerner

Polizistin Leila und ihr Sohn (li.). Er solle mal nicht Metzger werden, sagt sie.

mich den Protagonisten als handelnden Subjekten. Da ist Mirwais, ein 10-jähriger Schuhputzer, der über Krieg redet wie ein Erwachsener; Hassib, der als Wahlbeobachter erlebt, wie seine Vorstellungen von demokratischen Verhältnissen zerplatzen; oder Khatera, die als junge Reporterin Hoffnung in das Bloggen setzt.

Eine Folge der militärischen Auseinandersetzungen im Umfeld der Stadt, wie dem deutschen Luftangriff auf den bekannten Tanklager am Kunduz-Fluss, ist

Sprachmittler sind mehr als Übersetzer. Sich ihren Kenntnissen zu entziehen, macht einen Aufenthalt schwer kalkulierbar.

Misstrauen in der Bevölkerung. Das machte unseren Dreh im Alltag von Afghanen erwartungsgemäß schwierig.

So trafen wir auf der Suche nach Protagonisten mehrfach zunächst neugierige und an unserem Projekt interessierte junge Leute, die grundsätzlich bereit waren, uns ihre Geschichte zu erzählen – die Dinge, die sie auf dem Herzen haben. Nach, wie wir mein-

ten, erfolgreichem Vorgespräch erschienen sie dann jedoch nicht mehr. Oder: Nach einer Woche gemeinsamer Arbeit wollte einer unserer Übersetzer plötzlich nicht mehr mit mir Seite an Seite in Kunduz gesehen werden. Als Sprachmittler für das deutsche Militär in Kunduz konnte er sich den Blicken seiner Landsleute im Militärlager am Rande der Stadt weitgehend entziehen. Nicht so während unseres Drehs. Die Folge war: Wir blieben zwar zusammen, aber er ging fortan mit 20 Meter Abstand vor uns her, wahlweise auch auf der anderen Straßenseite, bis wir unseren nächsten Treffpunkt erreicht hatten.

Zusammenarbeit mit Einheimischen

Sprachmittler sind in Kunduz mehr als Übersetzer. Oft sind sie Türöffner, Guides, Berater und interkulturelle Vermittler in einem. Kurz: Sie sind eine Lebensversicherung. Ihrem Rat zu folgen, muss zwar nicht immer ans Ziel führen. Sich ihrer Ortskenntnis, ihren Netzwerken und Vermittlungsabsichten zu entziehen, macht jedoch jeden Aufenthalt schwerer kalkulierbar. Denn in der Regel vermag es selbst der sprachkundige Fremde nicht, einen ausreichenden Überblick

zu gewinnen: über die in der Stadt herrschenden Stimmungen, über Go- und No-go-Areas, über latente Konflikte oder darüber, wie aktuelle Gerüchte einzuordnen sind. Und davon gibt es reichlich.

Insbesondere junge Sprachmittler lassen sich ihre Dienste von ausländischen Medienvertretern gut bezahlen. Selbst, wenn sie nur ein halbwegs passables Englisch sprechen. Ältere Afghanen schämen sich zwar für dieses Handaufhalten. Aber die Jungen bestimmen mittlerweile auch hier, wo es lang geht. Mehrere hundert Euro pro Tag konnten wir uns jedenfalls nicht leisten.

Anders als bei den Übersetzern hatte ich bei den Kameraleuten die Wahl zwischen Deutschen und Einheimischen. Ich entschied mich auch hier bewusst für Partner, die der Landessprache kundig sind. Von einheimischen Kameraleuten erhoffte ich mir, dass ihre Präsenz dazu beitragen würde, unmittelbaren Kontakt zu ihren Landsleuten herzustellen. Eine richtige Entscheidung, wie ich rückblickend meine. Frei von Problemen waren die Kooperationen freilich nicht. Denn zwei der Kameramänner hatten Kunduz lange nicht erlebt und registrierten mit Skepsis eine Stimmung, die deutlich distanzierter, ja feindseliger schien, als sie dies von den vergleichsweise offenen Verhältnissen in Kabul gewohnt waren.

Fahrten aufs Land sind zu gefährlich

Ursprünglich sollte der Film das Leben auch außerhalb von Kunduz zeigen. Dies ließ sich nach den militärischen Auseinandersetzungen um Kunduz Stadt herum allerdings kaum noch umsetzen. Teilweise beneidete ich ausländische Print- und Hörfunk-Kollegen. Nur mit einem Notizblock oder einem handgroßen Aufnahmegerät ausgestattet, vermochten sie sich überall deutlich unauffälliger zu bewegen als wir. Unsere Kamera, das Stativ und die Mikrofon-Angel waren dagegen sperrig und dazu angetan, bereits aus der Ferne Verdacht zu erregen. Filmausrüstung kann, das zeigt die Erfahrung, mit militärischem Gerät verwechselt werden.

Soweit es eben ging, vermieden wir es deshalb, die ganzen Gerätschaften an jeden Ort mitzuschleppen. Klar war dennoch: Um dicht bei unseren Protagonisten zu bleiben, würden wir uns überwiegend zu Fuß bewegen müssen. Deshalb war unser Risiko, entführt zu werden, deutlich höher als beispielsweise das ausländischer Soldaten. Einmal gerieten wir in einen kurzen Schusswechsel im

Stadtzentrum von Kunduz. Später sollte sich herausstellen, so die Polizei, dass ein schießwütiger Betrunkener die Szene ausgelöst hatte.

Von zwei deutschen Filmförderungen war ich mit einem verhältnismäßig kleinen Budget ausgestattet worden. Was kann ein Dokumentarfilm wie »Generation Kunduz« so überhaupt leisten? Die mit Preisen

ausgezeichneten Kino-Dokumentationen »Armadillo« oder »Restrepo«, die zuletzt auf internationalen Filmfestivals liefen, sind ohne Zweifel wichtige Beiträge zur Bebilderung der Absurdität der militärischen Seite des Afghanistan-Kriegs. Sie zeigen den Druck, der auf Soldaten der westlichen Allianz lastet. Über Afghanistan selbst und seine Menschen zeigen diese Filme allerdings wenig bis gar nichts.

Auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen in Deutschland sucht man meist vergeblich Reportagen, die sich mit afghanischen Perspektiven beschäftigen. Das mag zum Teil daran liegen, dass ein tieferer Blick in die afghanische Gesellschaft mehr Recherche, Zeit und Geld benötigt und unter Umständen riskanter ist, als über Bundeswehrsoldaten zu berichten. Ganz sicher hat es auch damit zu tun, dass Redakteure zu Hause »ihren« Soldaten schlicht einen höheren Nachrichtenwert zuschreiben als einfachen Afghanen. Weil der Deutschenbezug offensichtlich Quote macht, hat alles andere das Nachsehen.

»Generation Kunduz« versucht mit bescheidenen Mitteln dennoch in dieses Vakuum vorzustoßen. Zumal es, immerhin nach bald zehn Jahren deutscher Präsenz vor Ort, noch keine unabhängige Kino-Dokumentation über das Leben in Kunduz gegeben hat. Erste Versuche, den Film auch im Fernsehen zu zeigen, gestalten sich schwierig. Bei den öffentlich-rechtlichen Sendern scheint das auch an einer gewissen Afghanistan-Müdigkeit zu liegen. Filmverleihe dagegen folgen der Logik der Branche. Eine langjährige Kennerin der Branche erklärt die Sache ganz nüchtern: »Wir befinden uns in Zeiten der Wellness-Dokumentarfilme. Ernste Stoffe mit politischen oder gar Kriegs-Inhalten haben es da auf absehbare Zeit schwer.« Von Filmen über den Alltag ganz zu schweigen. ■

Soweit es ging, wollten wir nicht mit Ausrüstung gesehen werden. Sie kann leicht mit militärischem Gerät verwechselt werden.

Martin Gerner ist freier Afghanistan-Korrespondent – u.a. für den ARD-Hörfunk, DeutschlandRadio und Deutsche Welle – und bildet seit 2004 im Auftrag internationaler Medien-NGOs afghanische Journalisten aus.

